

BLIND DATE

mit dem Leben

Über die Autorin



Die gebürtige Wienerin und langjährige PR Frontfrau in Wiener Traditionsinstitutionen beschreibt in ihrem ersten Roman mit Augenzwinkern und tiefer *Einsicht*, ein Leben als kurzsichtiger Teenager in einer unklaren, bedrohlichen und für sie beinahe unsichtbaren Welt. Das ist eine Lebensreise zur Klarheit und der Einsicht, dass unsere Schwächen und körperlichen Leiden lediglich ein Spiegel unseres Innenlebens sind. Diese „Körpersprache“ ist gleichzeitig aber auch eine Chance, neue Wege zu gehen und anzuschauen, wo etwas nicht gesehen werden wollte.

„Ich wollte nicht das xte-Buch über Sehtraining schreiben. Diese ellenlangen Übungsteile sind zwar gut, um Seiten zu füllen und ehrgeizige Menschen zu beschäftigen. Aber ich weiß: Grau ist alle Theorie! Deshalb hier eine Geschichte, die das Leben schrieb...“

Barbara Sommersacher ist ausgebildete Sehfitnesstrainerin und geschult in integrativer Irisinterpretation nach Dr. Roberto Kaplan.

Mehr dazu unter: www.augenspiel.net

Einleitung

Wir leben in einer kurzsichtigen Welt. Ist ihnen das jemals aufgefallen? Eine Brille oder Kontaktlinsen sind heute eine solche Selbstverständlichkeit geworden in unserer Gesellschaft, dass niemand mehr darüber nachdenkt, dass diese Sehkrücken uns auf Dauer erstens nicht besser, sondern schlechter sehen lassen und dass die Notwendigkeit für solche Hilfsmittel ursprünglich nicht dem normalen, gesunden Zustand unserer Augen entspricht. Mehr als 99% aller Neugeborenen und Kleinkinder haben völlig intakte, organisch gesunde Augen. Was passiert dann aber im Laufe der ersten Lebensjahre? Warum müssen immer mehr Kinder schon ab dem Volksschulalter Brillen tragen? Oder wenn nicht im Kindesalter, dann ist es spätestens zu Beginn der Pubertät oder manchmal erst im „besten Alter“ um die 30 notwendig, ein Nasenfahrrad anzuschaffen.

Noch nie zuvor in der Geschichte der Menschheit waren so viele Kinder, Erwachsene - Frauen und Männer gleichermaßen, Teenager und Alte von diesem Massenphänomen der Kurzsichtigkeit oder anderen Augenleiden betroffen. Zahlreiche Studien aus verschiedenen Ländern und aus völlig unterschiedlichen Kulturen belegen, dass etwa seit den 1960er Jahren quer durch alle Kontinente und Bevölkerungsschichten die Anzahl der Brillenträger epidemieartig ansteigt.

Mit Vererbung und den Genen kann das nichts zu tun haben, wenn die Menschen über Jahrtausende und –zig Generationen hinweg nie Probleme mit ihren Augen hatten. Wenn also in einem Eskimo-Dorf am tatsächlichen Ende der Welt, Kinder auf einmal nicht mehr von der Schultafel abschreiben und beim Fischfang die Fische nicht mehr sehen können, aber ihre Großeltern das sehr wohl noch konnten, dann drängt sich der Verdacht auf, dass irgendetwas nicht (mehr) stimmt. Wenn nun aber die Erbmasse und das „Schicksal“ als Auslöser wegfallen – was ist es dann, was die Welt immer „kürzer“, unser Leben immer verschwommener und unsere Abhängigkeit von diversen Hilfsmitteln immer größer macht?

Zu diesen vielen Fragen erforsche ich mich selbst – als mein eigenes „Versuchskaninchen“ sozusagen. Da ich selbst seit meinem 10. Lebensjahr mit stetig voranschreitender Kurzsichtigkeit *gekämpft habe* und lange Zeit dachte, dass dies nun einmal das genetische Erbe meiner Familie ist, hatte ich etliche Möglichkeiten, mich mit diesem Thema intensiv und mit sehr tief gehenden persönlichen Erfahrungen zu beschäftigen. Das spannende: Es ist noch nicht zu Ende. Ich forsche täglich weiter und je mehr Klarheit ich dabei über mich und die verschiedenen Zusammenhänge erlange, umso klarer wird mein Sehvermögen (wieder). Spannend, oder?

Die gute Nachricht gleich vorweg: Kurzsichtigkeit wird nur so lange immer *ärger*, so lange *Kampf* und *Angst* ein übergroßer Denkinhalt sind. Die Panik, mich eines Tages von einem treuen Blindenhund durch die Welt führen zu lassen, ist eine unglaublich mächtige Energie. Eine der alten Weisheiten der hawaiianischen Kahunas – der weisen Lehrer der Ureinwohner – besagt: *Die Energie folgt der Aufmerksamkeit*. Das heißt: Sehr oft hat das, was wir am meisten fürchten, unsere größte Aufmerksamkeit. Diesem Problem oder dieser Angst widmen wir unsere gesamte Energie und Konzentration. Das Ergebnis: Genau das, was wir am wenigsten haben wollten, wird unsere Realität.

Meine eigene Lebenserfahrung dazu: Bis zu meinem 35. Lebensjahr sind meine Gedanken und meine Angst ständig darum gekreist, warum ich schlechter sehe, was bloß los ist mit meinen Augen, wie es sein kann, dass ich immer weniger erkennen kann oder dass ich eines Tages vielleicht gar nichts mehr sehen kann?! Auch alle anderen Ängste bringen mit der Macht unserer Aufmerksamkeit all das in unser Privat- und Berufsleben, was wir auf keinen Fall wollten.

Bezogen auf meine Sehleistung hat sich das so ausgewirkt: Solange sich diese Panikschleife endlos im Kopf gedreht hat, solange war jeder Besuch beim Augenarzt mit einer neuen Hiobsbotschaft verbunden. Der Schliff bei den Gläsern wurde immer stärker, die Abhängigkeit von meinen

Kontaktlinsen immer größer und gleichzeitig damit die weitere Panik, wie das bloß weitergehen soll.

Das gute: Wenn die Not am größten ist, kommt vielleicht so etwas wie der Mut der Verzweiflung. So wie ja auch Krebspatienten sehr oft erst dann zum Naturheiler und Alternativmediziner gehen, wenn die Schulmedizin am Ende ist. Bei mir war dieser Vorgang wahrscheinlich sehr ähnlich. Als ich vom schulmedizinischen Augenarzt immer nur noch mehr Dioptrien aufgebrummt bekommen habe, und zusätzlich bakterielle und virale Augenentzündungen mit wochenlangen Antibiotika-Kuren einher gegangen sind, habe ich mir nicht mehr zu helfen gewusst und ENDLICH zu recherchieren begonnen nach dem Thema Augen/Augenprobleme/Kurzsichtigkeit – und bin mehr als fündig geworden. Bis dahin hatte ich nicht die leiseste Idee davon, dass Kurzsichtigkeit auch andere Ursachen als kurzsichtige Eltern und Großeltern haben könnte.

Das war der Moment, ab dem ich begonnen habe zu begreifen, meine *Sichtweisen* zu ändern, neue *Perspektiven* zu zulassen, die *Angst* gehen zu lassen und mich erstmals in meinem Leben mit meinen Augen zu *versöhnen*.

Da das Thema so spannend und facettenreich ist, habe ich selbst eine Ausbildung als *Integrierte Sehfitnesstrainerin* absolviert und dabei die große *Einsicht* gewonnen: Kurzsichtigkeit ist kein unabwendbares Schicksal! Viel eher handelt es sich um eine Art von „Körpersprache“.

Wer gewisse Umstände oder Zustände in seinem Leben oder in dem der eigenen Familie gar nicht sehen will oder es nicht kann oder nicht darf, muss die Erfahrung machen, dass die Symptome (der Kurzsichtigkeit oder andere Augenprobleme) stärker werden und die Körpersprache „lauter“ wird. Die Augen sind tatsächlich unser Tor zur Seele – das ist nicht nur so ein uralter Großmutterspruch. Unsere Augen geben immer Auskunft darüber, wer wir sind und wie es uns geht. Das ist sicher auch der Grund, warum bei Fotos, die anonym bleiben sollen, die Augen mit einem dunklen Balken verdeckt werden und nicht der Mund oder die Nase. Sobald die Augen in einem Gesicht fehlen, lässt sich oft nicht einmal mehr mit Sicherheit sagen, ob das restliche Gesicht zu einem Mann oder einer Frau gehört. Alles, was unsere Persönlichkeit ausmacht, lässt sich aus den Augen und der Art, wie wir schauen, ablesen. Von daher kommen auch die Aussprüche, die genau besagen, wie der Gesamtzustand eines Menschen ist: Wenn jemand „strahlende Augen“ hat, ist ganz klar, dass es demjenigen gut geht. Sprechen wir von „trüben“ oder einem „traurigen Blick“ – dann ist auch alles klar. Niemand muss dann noch ergänzen, dass vielleicht auch die Mundwinkel nach unten hängen.

Streng biologisch betrachtet sind die Augen sogar ein nach außen gestülpter Teil des Gehirns. Etwa in der 10. Schwangerschaftswoche ereignet sich dieses Mysterium – da wird nämlich das Gehirn angelegt und ein Teil dieser frühen Gehirnmasse schnürt sich ab. Daraus werden die Augenanlagen gebildet. Unsere kleinen grauen Zellen und unser Sehsinn stammen also vom gleichen Gewebe ab und hängen daher viel enger zusammen, als nur über die Verbindung durch den Sehnerv.

Was ich daraus gelernt habe, ist: Wenn wir im Leben die für uns falschen Abzweigungen nehmen und gegen unsere innersten Gefühle und Wünsche leben, dann ist unser Körper so freundlich und lässt uns das wissen. Er spricht zu uns! Und da kommt jetzt wieder die Biologie ins Spiel – ich glaube nämlich schon, dass es genetisch bedingt unterschiedliche „Sprachen“ gibt. Also ich meine: Nicht alle, die sich im Laufe ihres Lebens irgendwo verlaufen haben, indem sie gegen ihre innersten Lebensziele agieren und irgendwelche unverarbeiteten, unausgesprochenen inneren Probleme haben, werden kurzsichtig oder schielen.

Mancher Körper reagiert auch mit Bandscheibenbeschwerden, Arthritis oder sogar Krebs. Auch schwere Unfälle können anzeigen, dass wir irgendwo mit der Art unser Leben zu leben, massiv am Holzweg sind.

Ich gehöre zu denen, die sich eigentlich immer bester Gesundheit erfreuen konnten. Bei mir waren und sind einfach die Augen die Signalgeber, wenn ich beharrlich in die falsche Richtung renne. Unser Körper ist schlau: Er straft nicht nur und zeigt mit Krankheiten und (Augen-)Leiden an, wenn sich etwas gegen ihn bzw. uns richtet. Wir werden auch belohnt! Sobald innere Harmonie und *Klarheit* einkehren oder wir zumindest ernsthaft am besten Weg dorthin sind, werden auch die diversen Symptome weniger oder verschwinden überhaupt ganz! Meine Selbsterfahrung: Der „Spitzenwert“ an Kurzsichtigkeit betrug im Jahr 2004 –8,75 Dioptrien für das linke Auge und –9,0 Dioptrien für das rechte. Wer sich also ein bisschen mit Kurzsichtigkeit auskennt, kann nachvollziehen, dass man/frau mit so einer Diagnose nicht mehr viel erkennen kann. Sehabstand zum Lesen und Leben: ca. 10 cm – dahinter: Nebelwand.

Heute: etwa – 6 Dioptrien bei beiden Augen mit fallender Tendenz und immer mehr Momente völlig klarer Sicht. Die Zielvision: - 0,0 Dioptrien für beide Augen. Aber so viel weiß ich heute auch schon: Unser Denken ist zwar eine wunderbare Gabe, kann aber auch hinderlich sein, wenn es darum geht, Dinge oder Zustände zu erreichen, die wir vom

Kopf her, in unserem DENKEN für unmöglich halten. Daran arbeite ich noch – aber voller Optimismus und Freude.

Erreicht habe ich ja nun schon, dass ich nicht jedes Jahr noch viel weniger sehe und auch Augenentzündungen und sonstige Leiden gehören der Vergangenheit an.

Viel Spaß bei Ihren eigenen *Einsichten* wünscht Ihnen nun

Barbara Sommersacher

Mit 17

„Du bist wohl blind, oder?“ Das hätte lustig sein sollen. Als Begrüßung zum ersten Rendezvous meines Lebens. Damit war auch schon wieder klar, wen ich sicher nicht mehr sehr oft treffen werde. Gerhard heißt meine Eroberung und ist um fünf Jahre älter als ich. Was in diesem Alter so etwas wie ein halbes Leben ist. Kennen gelernt haben wir uns – der Klassiker in der Ballstadt Wien – im Tanzkurs. Schummrig war es und er der einzige, der einigermaßen tanzen konnte. So und nun sind wir hier verabredet am ungefähr grauslichsten Platz für ein erstes Rendezvous, der einem in den Sinn kommen kann. Im Ausgang der U-Bahn am Karlsplatz, wo es von gescheiterten Existenzen wimmelt, chronisch nach billigem Fusel und dem Verdauungsendprodukt desselben riecht. Die Beleuchtung ist schlecht und macht alle Menschen etwas blaustichig. Was mir nicht gerade hilfreich ist, um den Hauptdarsteller meines ersten Dates voller Freude zu entdecken.

Irgendwie hat der Typ in meiner Erinnerung auch besser ausgesehen, als jetzt, da er direkt vor mir steht. Das ist ja aber überhaupt das finsterste Geheimnis meines Lebens: dass für mich die Dinge und eben auch die Menschen in einer gewissen Entfernung immer besser aussehen als in der Nähe betrachtet. Das hat nämlich damit zu tun, dass ich in der Ferne gar nichts sehe oder dass, was ich gerade noch verschwommen wahrnehmen kann, wie durch einen speziellen Filter, einen Weichzeichner, erscheint.

Und das darf niemand wissen – wie stark dieser Weichzeichner jetzt schon geworden ist. Tatsächlich kann ich Gesichter, Gegenstände und auch Texte nur noch in meiner unmittelbaren Nähe erkennen. Alles was mehr als einen halben Meter entfernt ist, wirkt für mich wie durch Milchglas betrachtet. Hört sich sonderbar an, oder? Ist es auch.

So darf eben auch Gerhard, meine erste Eroberung (wahrlich nach dem Motto: Auch ein blindes Huhn findet einmal ein Korn...) auf keinen Fall wissen, wie sehr er tatsächlich mit

seinem Scherz ins Schwarze getroffen hat. Ich kann ihn nämlich tatsächlich auf mehr als 30 cm Entfernung nicht erkennen. Das würde ich aber NIE im Leben zugeben.

Und so fahren wir nun gemeinsam weiter zu unserem geplanten Ziel für diesen Frühlingsausflug – nach Schönbrunn, in den Schlosspark. Zum Schmusen und Händchen halten. Keine Ahnung wo mich der da hinschleppt, glaube nicht, dass ich in dieser Gegend von Wien schon jemals gewesen bin, erkenne keine Straßenschilder und lasse mich quasi willenlos mitschleppen und hoffe nur, dass er mich nicht einfach hier irgendwo aussetzt, da ich massive Probleme hätte, einen unbekanntem Weg allein wieder zurück zu finden. Die Devise lautet also: Schön brav und nett sein, damit er nicht verfrüht abhaut. Das ist auch schon der einzige Grund warum ich froh bin, dass er mich an der Hand hält – damit ich nicht verloren gehe. Allein der Gedanke an so eine Möglichkeit lässt mich in Schweiß ausbrechen. Natürlich könnte ich theoretisch jemanden fragen, wo denn die U Bahn ist, aber mich der Peinlichkeit auszusetzen, womöglich direkt davor zu stehen und es einfach nicht zu sehen. Nicht auszudenken – Albtraum.

So bleibt mir nichts anderes übrig als mit Gerhard, von ihm sicher an der Hand geführt, in das Wegelabyrinth in diesem Park einzutauchen und gute Miene zu machen. Ein Spaziergang mit Hindernissen – nicht weil die Wege zugewachsen wären, sondern weil er alle paar Meter stehen bleiben will, um mit mir rum zu schmusen. Dieser Wunsch war aber eher einseitig – also in Wahrheit wollte nur er das. Irgendwann hat er mich bei meinem allerersten Zungenkuss ertappt, dass ich zwischenzeitlich den Eichhörnchen zuschauen, die uns hoffnungsfroh eingekreist hatten. Diese kleinen Tierchen sind hier total zutraulich, weil sie es gewohnt sind, dass offenbar jeder Parkbesucher einen Rucksack voller Nüsse für sie mit hat. Die kleinen Nagerlein sind also tatsächlich so nahe gekommen, dass sogar ich sie sehen konnte! Seltsamerweise hat das Gerhards Anhänglichkeit nur ganz kurz beeinträchtigt. Offenbar hat er sich als großer Stratege gefühlt, denn er ist einfach, mit mir immer fest an der Hand, ein paar Meter weiter marschiert - in eine eichhörnchenfreie Zone. Anscheinend war er der irrigen Meinung, dass ich einfach so ein riesiger Tierfreund bin und mich diese Tierchen daher einfach zu sehr von seinen feucht-fröhlichen Annäherungsversuchen ablenken. Was hätte ich ihm sagen sollen? Am allermeisten beschäftigt mich in unbekannter Umgebung sowieso, wie ich aus eigener Kraft wieder in mein Revier zurückfinden kann. Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, allein nur solche Strecken zurück zu legen, die ich buchstäblich mit verbundenen Augen

finden würde. Neuland betrete ich immer nur in Begleitung – überspitzt gesagt mit einem Lotsen.

Ich bin 17 Jahre alt und schon massiv kurzsichtig. Wie die Bezeichnung ja schon nahe legt also ein Mensch, der nur KURZ sieht. Alles andere, was sich nicht in ganz kurzem Abstand vor den Augen befindet, lässt sich nicht mehr erkennen. Was heutzutage normalerweise kein schweres Leiden ist. Dafür bzw. dagegen gibt es einen ganzen Berufsstand und eine riesige Industrie, die darauf spezialisiert sind, die kurzsichtige Menschheit mit immer neuen Erfindungen und Brillendesigns zu beglücken. Ständig locken auch die neuesten und revolutionärsten Entwicklungen an Kontaktlinsen, die ihren Trägern das Gefühl vermitteln sollen völlig normal und klar zu sehen. Diese Dinge waren auch schon erfunden, als ich 17 war. Immerhin war das im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts. Und dennoch war das bei mir ein bisschen anders.

Das Verhängnis nimmt seinen Lauf

Meine Abneigung, jemals eine Brille zu tragen, ist mir schon bewusst geworden, als ich noch keine 10 Jahre alt war. Da hat eine meiner besten Volksschulfreundinnen ihre erste Brille bekommen. Martha war ein hübsches Mädchen mit langen, rotbraunen Haaren und einem netten Gesicht.

Wir haben viel Zeit miteinander verbracht und ich habe gedacht, dass ich sie gut kenne und sie die Dinge mag, die ich auch mag und das schön findet, was ich auch schön finde. Fast jede freie Minute haben wir miteinander verbracht. Auch ihren großen Bruder habe ich ja heimlich sehr angehimmelt – und das mit acht! Umso größer war dann mein Schock und meine Verwunderung darüber, wie stolz Martha auf diese ihre neue Brille – auf dieses Gestell mitten ihrem Gesicht war! Da konnte ich die Welt nicht mehr verstehen. Sie hat sich von allen bewundern lassen und war restlos glücklich wie gut sie mit diesem Ding sieht. Ich war fassungslos – und habe es nicht fertig gebracht, ihr zu gratulieren und sie zu bewundern. Für mich war es schon in diesem jungen Alter von 9 oder 10 Jahren der absolute Albtraum, so etwas im Gesicht haben zu müssen.

Nie habe ich Martha meine wahren Gefühle gestanden, war aber völlig entsetzt, wie sehr dieses braune Brillengestell mit den geflochtenen Bügeln und den leicht getönten Gläsern ihr Gesicht entstellt und verfremdet hat. In meinem tiefsten Inneren habe ich sie von Herzen bedauert und inständig gehofft, dass mich so ein Schicksal NIEMALS ereilen möge.

Heute weiß ich: Die Energie folgt der Aufmerksamkeit. Was immer wir am meisten wünschen oder am meisten fürchten – wird unser Leben. Unsere Gedanken werden Realität. Meine große Angst und Abneigung gegen große, schwere

Brillen, die das Gesicht verstellen und entstellen, stammt sehr wahrscheinlich von meinem Vater. Er war nämlich schwer kurzsichtig und sein Leben lang waren seine Augen hinter dicken Hornbrillen fast unsichtbar. Das hat mich immer abgeschreckt. Meine größte Angst und Sorge war daher schon immer: „Bloß keine Brille!“ Da unsere Gedanken oder unser Unterbewusstsein aber ein „nein“, „nicht“, „kein“ und jede andere Form von Verneinung und Negation nicht kennen und somit auch nicht verstehen, kommt das in unser Leben was wir auf KEINEN Fall wollen.

Dieses Gesetz ist sagenhaft mächtig. Nachdem ich so viele Jahre meines Lebens stets wusste, was ich alles NICHT will – und genau das bekommen habe, kann ich heute sagen: Think pink! Dann kann nix passieren und die Ergebnisse werden weitaus erfreulicher sein!

Damals – im späten 20. Jahrhundert – und als junger Teenager waren mir diese einfachen Gesetzmäßigkeiten nicht bekannt. Es ist jedenfalls ganz konsequent das eingetreten, was ich also schon mit nicht einmal 10 Jahren am meisten gefürchtet und ganz sicher nicht gewollt hatte: Schon sehr bald war klar, dass ich eine Brille brauche! Abschreiben von der Schultafel war da schon längst ein reines Ratespiel.

Es gibt ungeahnte Möglichkeiten, mathematische Angaben kreativ abzuschreiben, wenn alle Zahlen nur noch wie bizarre Schatten ineinander laufen.

Unsichtbarer Alltag

Das geht so weit, dass ich nicht einmal genau weiß, wie ich selbst aussehe. Frisieren mit der Nase direkt am Spiegel schaut zwar vielleicht für die, die daneben stehen lustig aus, Spaß ist es aber keiner – für mich. Wie das fertige Werk dann aus einem normalen Lebensabstand aussieht, weiß ich nicht. Weil eine normale Sehdistanz für mich jedenfalls viel zu weit weg ist und ich dann nur noch schemenhafte Umrisse erkennen kann. Das praktische daran: Störende Pickel – im Alter von 17 ja durchaus eine häufige Erscheinung – stören nur, wenn ich echt nah am Spiegel dran bin. Sobald ich den Kopf weg bewege, sind wie von Zauberhand auch die störenden, rot glänzenden Hautun Schönheiten weg. Super – für mich, den Vogelstrauß! Irgendwie habe ich nie wirklich realisiert, dass meine Welt und die der anderen sich in vielen Punkten unterscheidet. Dinge, die nur für mich auf einmal unsichtbar werden – verschwinden deshalb nicht von der allgemeinen Bildfläche – nur von meiner! Das habe ich erst sehr viel später im vollen Umfang herausgefunden.

Manchmal muss ich echt ein wenig komisch ausgesehen haben. Denn auch Kleidung mit einem Fleck drauf war ja wie magisch wieder „sauber“, wenn ich einfach zwei Schritte vom

Spiegel zurück getreten bin. Das war für mich so selbstverständlich, dass ich gar nicht darüber nachgedacht habe, ob andere es anders sehen könnten oder nicht. Auch mein Schuhwerk war üblicherweise nicht gerade taufrisch und auch nicht mit Pflege und Creme äußerst verwöhnt. Aus der nahen Nähe betrachtet, hat das ganz oft nicht sehr super ausgesehen: Abgeschlagene Spitzen, Schmutz in den Gehfalten, abgetretene Absätze – was auch immer es so an diversen Verfallserscheinungen gibt. Aber wer schaut denn Schuhe schon aus 15 cm Abstand an? Sobald ich die etwas lädierten Gehwerkzeuge an den Füßen hatte – und somit einen ausreichend großen Abstand von meinen Augen – schwupp: waren auch schon die Flecken und Ecken verschwunden.

Alles prächtig. Da ich auch die Gesichter der Menschen ja nicht klar sehen konnte, die meine „perfekte“ Garderobe sehr wohl in aller Deutlichkeit erkennen konnten, weiß ich nicht einmal, ob ich manchmal vielleicht ein bisschen seltsam oder befremdet betrachtet worden bin.

Bis ich 13 war, habe ich es jedenfalls fertig gebracht, mich beim Sehtest im Rahmen der jährlichen Untersuchungen beim Schularzt durch zu schwindeln.

Damals konnte ich wenigstens die obere Hälfte mit den dicken, fetten Lettern noch wirklich erkennen. Die mittleren Zeilen habe ich auswendig gelernt, während der Arzt gleich neben der verhassten Tafel meine Ohren und Zähne inspiziert hat. Wenn dann die Augen dran waren und ich ins hinterste Eck dieses hässlichen, schlauchartigen Arztzimmers gehen und abwechselnd das eine und dann das andere Auge zuhalten musste, hat es gerade noch gereicht, um artig die gelernten Zeichen aufzusagen. Mit 13 war es dann aber endgültig vorbei. Da bin ich aufgefliegen. Mittlerweile war mein Sehvermögen so eingeschränkt, dass ich auch aus zwei Metern Entfernung nicht mehr in der Lage war die notwendigen mittleren Zeilen schnell zu lernen, während – wie alle Jahre wieder – Ohren und Zähne zur Untersuchung dran waren. Und dann ist genau das passiert, was ich am allermeisten gefürchtet hatte. Wie der Teufel das Weihwasser (wie man bei uns so schön sagt): Ein Schreiben an meine Eltern mit einer Zuweisung an einen Augenarzt. Jetzt war nichts mehr zu machen. Der Schularzt – dieser unsympathische, schwitzende alte Sack – würde erst Ruhe geben, sobald ich den unterschriebenen und gestempelten Befund von einer professionellen Augenuntersuchung vorlegen könnte.

Dieser erste Besuch bei einem Augenarzt – einem ebenfalls alten, steifen Freund meines Vaters – hat sich in meine Erinnerung wie Säure eingeätzt. Banges Warten im muffigen

Warteraum, lauter alte Leute rundherum. Ich, die einzige angehende Patientin unter 60 und mit einem Knoten im Hals. Sicher wissend, hier mit keiner Frohbotschaft wieder beim Tempel raus zu kommen.

Und es war natürlich genau so, wie ich es erwartet und vor allem auch befürchtet hatte. Der alte, knochentrockene Kerl mit seinem Habichtsgesicht und der dicken, hässlichen Brille im Gesicht sagt zu mir mit dem Fingerspitzengefühl eines Vorschlaghammers: „Na für das junge Alter ist das aber schon ganz schön viel. Eine recht starke Kurzsichtigkeit.“ Volltreffer in die Magenrube. K.O – aus fertig, erledigt mit einem Schlag. Mir ist ja ohnedies schon ganz schlecht geworden, wie er eine Probelinse nach der anderen in diesen Höllenapparat von Testgerät gesteckt hat. Ein grässliches Monstrum, das einem gnadenlos umgeschnallt wird bevor der Psychoterror mit den unleserlichen Zeichen auf der Projektionswand beginnt.

Diese Sehtest-Vorrichtung war für mich das reinste Folterinstrument und mit jeder stärkeren Linse, die dieser schreckliche Mensch vor meine armen Augen gesteckt hat, habe ich ein unbeschreibliches Gefühl meiner völligen Niederlage empfunden.

Dieser erste richtige, professionelle Sehtest meines Lebens bei einem echten Augenarzt war eine völlige Katastrophe für mich.

Wer sich ein bisschen mit dem Thema auskennt – vielleicht ja aus persönlichem Erleben – weiß, was es heißt mit einer Diagnose von -4 Dioptrien auf einem und $-3,75$ Dioptrien auf dem anderen Auge den Ort des Schreckens zu verlassen.

Diese Diagnose bedeutet jedenfalls eine massive Einschränkung der Sehkraft – und es ist auch viel für 13 Jahre. Da hatte der Herr Doktor schon recht. Aber er hätte es meiner Meinung nach auch anders sagen können. Nicht auch noch draufsteigen, wenn jemand sowieso schon am Boden liegt. Da der gute Mann aber nur etwas über Sehfehler und offenbar nichts über Menschen gelernt hat, ist es einfach spurlos an ihm vorüber gegangen, dass er mir gerade den Schock meines jungen Lebens versetzt hat. An meiner Mutter dürfte diese Tatsache ebenfalls vorüber gezogen sein. Der schreckliche Arzt hat ihr dann eine Verschreibung in die Hand gedrückt und gemeint, am besten geht sie mit mir gleich zum Optiker im selben Haus, da es schließlich Zeit wird, dass das Kind endlich was sieht. Kotz!

Auch der unerquickliche Besuch beim Optiker ist sehr lebhaft abgespeichert. Dort gab es überhaupt keine akzeptablen Brillengeräte, die ich in irgendeiner Weise

ertragen hätte, auf mir zu sehen. Kein Wunder. Der hatte sein Geschäft im gleichen Haus wie der Augenarzt, der nur 100 Jährige behandelt. Und von dem ich gerade schwer gezeichnet von der einen zur nächsten Niederlage antreten musste. Die Brillenmodelle in diesem Laden haben jedenfalls ausgesehen, als ob sie schon seit Jahrzehnten in der Schublade liegen würden und sie demzufolge nur von Mumien gekauft werden. Und ich da mittendrin – völlig deprimiert und deplatziert. Was meine lustige Mutter auch wieder gar nicht wahrgenommen oder interessiert hat. Oder es war ihr egal – wie eigentlich alles, was mir wichtig war. Ich wollte nur weg oder sterben. Genau in dieser Reihenfolge. Der verstaubte Optiker-Onkel und meine ebensolche Mutter haben also ohne Rücksicht auf meinen Zustand, mir eine Unmöglichkeit nach der anderen ins Gesicht gedrückt und sich angetan darüber ausgetauscht was „ihr“ denn wohl passen täte und nicht zu viel kostet. Weil: Eine Brille für ein Kind muss preisgünstig, praktisch und bruchsicher sein. Deshalb rät der gute Mann auch nachhaltig Kunststoffgläser zu nehmen. Die sind zwar ein „bissel dicker“ als echtes Glas, dafür nicht so empfindlich, zerkratzen nicht so leicht, zerbrechen nicht und sind leichter.

Lauter wunderbare Vorteile. Der günstige Kunststoff ist halt ein bisschen dicker, dafür aber um einiges billiger als hochwertigerer. Und für ein Kind spielt das ja echt keine Rolle...

Ich bin weit weg. Keine Ahnung, von welchem Kind die da die ganze Zeit schwafeln. Schließlich fällt die Wahl – für mich eigentlich die Qual – auf ein bronzefarbenes, dünnes Metallgestell mit rundlichen Gläsern.

Das Ding in meinem Gesicht ohnedies nur verschwommen wahrnehmend, habe ich irgendwann kapituliert und dieses als das geringste Übel akzeptiert. Das war aber nicht die letzte böse Überraschung für mich.

Eine Woche hat der Staubfänger gemeint, wird es dauern bis die Gläser zurecht geschliffen sind und mein erstes „Gesichtsfahrrad“ fertig sein würde. Kein Datum, das mir besondere Freude bereitet hätte. Die schlimmste Erfahrung in diesem nicht enden wollenden Fiasko war dann der große Tag der Brillenanpassung und Übernahme des Monstergestells selbst. Was mir nämlich niemand auch nur ansatzweise verraten hat, war die unschöne Tatsache, wie DICK diese günstigen, bruchsicheren Kunststoffgläser in meiner Dioptrienzahl tatsächlich sein würden. Auch hat der Optik Heini mit nix angedeutet, dass ein dünner Metallrahmen nicht so super harmonisiert mit günstigen, bruchsicheren, dicken Kunststoffgläsern!

Das Ergebnis: Meine greifbar gewordene Horrorvision! Ein Brillenmonster mit dicken Gläsern wie Aschenbecher, die nach allen Seiten unter dem dünnen Metallrahmen hervorquellen. Ein weiteres, optisches Prinzip: Gläser für Kurzsichtigkeit werden zum Rand hin dicker. Das heißt, je größer das Glas, also je größer die Brillenfassung, umso dicker die Scheiben. Erst viele Jahre später habe ich einen schwer kurzsichtigen Chef gehabt, der immer so flippige, aber winzige Brillen getragen hat. Das Geheimnis: Durch die kleine Fläche der Gläser waren sie trotz starkem Schliff sehr dünn (und sicher nie und nimmer aus supergünstigem, bruchsicherem Kunststoff. Er war aber auch kein Kind mehr - „bei dem ohnedies alles egal ist“).

Und damit war auch eines in der Sekunde klar: Noch bevor wir den schrecklichen prähistorischen Optikerladen mit der furchtbaren Neuanschaffung verlassen hatten: Dieses Nasenfahrrad – ein schweres, ungelenkes Vorkriegsmodell – würde ich freiwillig sicher NIE aufsetzen. Der staubige Opa war dann auch ganz erstaunt, als er mir dieses Brillenungetüm überreicht hat, und ich das Ding blitzartig in der Tasche versenkt habe.

Er dachte natürlich, dass ich diese wertvolle Sehhilfe sofort auf meiner Nase parken und mich nur noch zum Schlafen davon trennen würde. Aber das war klar: Nur in absoluten optischen Notfällen würde ich mich geschlagen geben und durchschauen.

Solche Notsituationen hatte ich natürlich in der Schule jeden Tag zu überstehen. Irgendwelche mathematischen Formeln, das chemische Periodensystem oder Fremdsprachenvokabel als reinen Hörunterricht zu konsumieren, war schon längst ein tägliches Adrenalinfeuerwerk. Meine Noten waren praktisch immer höchstens durchschnittlich und in einigen Fächern absolut unterdurchschnittlich. Heute ist mir auch klar warum: Diese allererste Brille, die ich so leidenschaftlich gehasst habe, war die erste und einzige während meiner gesamten Schulzeit am Gymnasium.

Mit 13 und 14 war sie auch noch ausreichend hilfreich, weil ich da wenigstens noch bis zur Tafel gesehen habe. In den letzten 2-3 Jahren, den entscheidenden vor dem Schulabschluss, war meine Kurzsichtigkeit schon so fortgeschritten, dass diese Brille auch nichts mehr genützt hat.